

Sitzmannstädter Zeitung

Die Sitzmannstädter Zeitung erscheint täglich als Morgenzeitung. Verlag Sitzmannstädter, Adolf-Hitler-Str. 88. Fernsprecher: Verlagsleitung 171-89, Buchhaltung 148-12, Anzeigenannahme 111-11, Vertrieb und Zeitungsbelegung 164-45, Druckerei und Formularverkauf 106-86, Schriftleitung: Ulrich-Str. 202, Fernr. 195-80/195-81. Sprechstunden der Schriftleitung werktags (außer sonntags) von 10-12 Uhr.

Die große Heimatzeitung im Osten des Reichsgaues Wartheland mit den amtlichen Bekanntmachungen

Einzelpreis 10 M., Sonntags 15 M., Monatlich, Bezugspreis M. 2,50 frei Haus, bei Abholz. M. 2,15, bei Postbezug M. 2,92 einschl. 42 M. Postgeb. und 32,50 M. Zeitungsgebühren bzw. die entsprechenden Beförderungskosten bei Postzeitungsgut oder Bahnpostzeitungsverband. — Bei Nichtlieferung durch höhere Gewalt kein Anspruch auf Rückzahlung. — Anzeigengrundpreis 15 M. für die 12 Spalten, 22 mm breit — mm-Zelle

18. Jahrgang

Dienstag, 10. Dezember 1940

Nr. 342

Großangriff auf Englands Hauptstadt

Bomben auf Londons Regierungsviertel

Die deutsche Luftwaffe startete zum heftigsten Vergeltungsangriff der letzten Monate / Ein großes loderndes Feuermeer

Berlin, 9. Dezember

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Als Vergeltung für die englischen Luftangriffe auf westdeutsche Städte führte die deutsche Luftwaffe in der Nacht zum 9. 12. einen Großangriff auf London mit sehr starken Kräften und in rollendem Einsatz vor Einbruch der Dämmerung bis zum Morgen durch. Bei guter Belichtung warfen Kampfflugzeuge Bomben aus der schwersten Kaliber auf die Stadt und besonders auf lebenswichtige Versorgungsanlagen. An vielen Stellen entstanden gewaltige Brände, die sich im Laufe der Nacht an mehreren Punkten zu einem großen lodernden Feuermeer vereinigten. Gas-

behälter flogen mit hoher Stichflamme in die Luft, Erdölager gerieten unter starken Raucherscheinungen in Brand.

Einzelne britische Flugzeuge waren in der Nacht in Westdeutschland wieder an mehreren Stellen abgefangen. In Düsseldorf, München-Glabbech und einigen anderen Orten wurden Wohnviertel getroffen, einige Häuser in Brand gesetzt und dabei neun Zivilpersonen getötet. 17 Schwer- und 24 Leichtverletzte und sämtliche getöteten oder verletzten Personen befanden sich außerhalb der Luftschutzräume. Militärischer oder wehrwirtschaftlicher Schaden ist an keiner Stelle entstanden. Zwei englische Flugzeuge wurden durch Flakartillerie abgeschossen. Ein eigenes Flugzeug vermisst.

Ein einziger Brandherd von riesigem Ausmaß

Sonderbericht von Kriegsberichterstatter Kurt Därgisch

....., 9. Dezember (FR.)

Das Londoner Regierungsviertel ist heute nacht das Ziel unserer Angriffe. Es ist fast Mitternacht, als die starken Motoren unserer Heinkel angeworfen wurden; aufstehend und betäubend zugleich beginnt das Dröhnen. Die Motoren laufen sich warm. Und dann ist es so weit. Wir rollen an. Genau zu der befohlenen Startzeit hebt sich unsere Maschine vom Platz. Wieder der Flug zur Kanalflotte über das Wasser nach England hinein. Und wieder ist Nebel. Ein Wetter kommt zu dem herauf, nichts ist zu sehen. Endlos scheint der Flug zu dauern. Dann aber färbt sich plötzlich die weiße Wolfendede, über der und in der wir fliegen, in weiter Ausdehnung rot.

Wir sind über London, über dem Regierungsviertel. Hier haben wohl schon Einheiten anderer Verbände mit Erfolg geworfen. Anflug auf den Zielraum: Unsere Brand-

bomben prasseln herunter. Hunderte von kleinen Feuern mit gleichem hellem Licht entstehen da unten im Nu. Sie schließen sich zusammen zu einem einzigen Brandherd von riesigem Ausmaß, der sich langsam rötet: Unsere Brandbomben haben gezündet. Wir haben schon längst abgedreht. Aber immer noch kann ich aus der Bodenwanne durch den schweren Dunst der Wolken den roten Feuerchein beobachten, der an Stärke immer noch zu gewinnen scheint.

Der Brand wird den Kameraden in den anderen Maschinen ein guter Wegweiser zum Ziel sein, den Kameraden, die, wie wir wissen, mit schweren und schwersten Bomben bereits im Anflug sind, bereit, gegen das Herz des Feindes einen neuen schweren Schlag zu führen. Wir haben unseren Auftrag erfüllt. Mit Volgas brausen wir dem Heimatort zu, unbekümmert um die englische Flak, die uns wütend ihre Salven nachschickt.

Deutsche Antwort an Londons Maulhelden

„United Press“: Der Luftangriff auf London „der schwerste der letzten Monate“

Berlin, 10. Dezember

Die Propaganda Churchills erleidet immer dann, wenn sie geistreich zu sein wähnt, einen ihrer größten Reizfälle. So verbreitet eine Londoner Zeitung am Sonntag eine Auslassung ihres Luftfahrtkorrespondenten, in der von einer „merkwürdigen Ab schwächung der deutschen Lufttätigkeit über Großbritannien, die seit Freitag eingetreten ist“, gesprochen wurde. Es konnte kein schlimmeres Erwachen für diejenigen geben, welche derartige Kommunique Churchills und seiner Propagandagehilfen wie der Erzählungen der ebenso verfolgten R.F.F.-Flieger noch irgendwelchen Glauben schenken. In der Nacht auf dieses großtuerische Gefasel, diese blöden Angebereien folgte ein Großangriff auf London, wie es ihn seit langem nicht mehr erlebt hat. Selbst das britische Luftfahrtministerium muß sich zu einer Mitteilung bequemen, die von einem „schweren Bombenangriff auf London und Umgebung“ spricht.

Ein etwas klareres Bild von dem, was in Wirklichkeit in der Nacht zum Montag über London hereingebrochen ist, bekommen wir — trotz der bekanntermaßen sehr beträchtlichen Zensurabschnitte durch Berichte der New Yorker Morgenpresse. Sie melden übereinstimmend einen außerordentlich heftigen Luftangriff auf London.

Der Korrespondent der „New York Times“ berichtete, die deutschen Flugzeuge seien noch fast vor Sonnenuntergang über London erschienen und Stunden hindurch sei ein ständiges No-

torendröhnen über der englischen Hauptstadt zu hören gewesen. An vielen Stellen seien Bomben abgeworfen worden. Wenn der Schaden auch erst morgens übersehbar sei, so sagt der Korrespondent, der offenbar in der Lage war, seinen Bericht zu geben, noch während der Angriff im Gange war, so sei doch sicher, daß er weitverbreitet und sehr schwer sei. Dieser Luftangriff scheint die Ruhe der letzten Tage ausgeglichen zu haben.

Explosionen, wankende Mauern, Splittendes Glas und Feuersbrünste seien die üblichen Begleiterscheinungen gewesen. Der blutrote Schein von Bränden war über die ganze Stadt verbreitet. Man habe den Eindruck gehabt, als wollten die Angreifer die Coventry-Taktik wiederholen.

„United Press“ nennt den Luftangriff „vielleicht den schwersten der letzten Monate“.

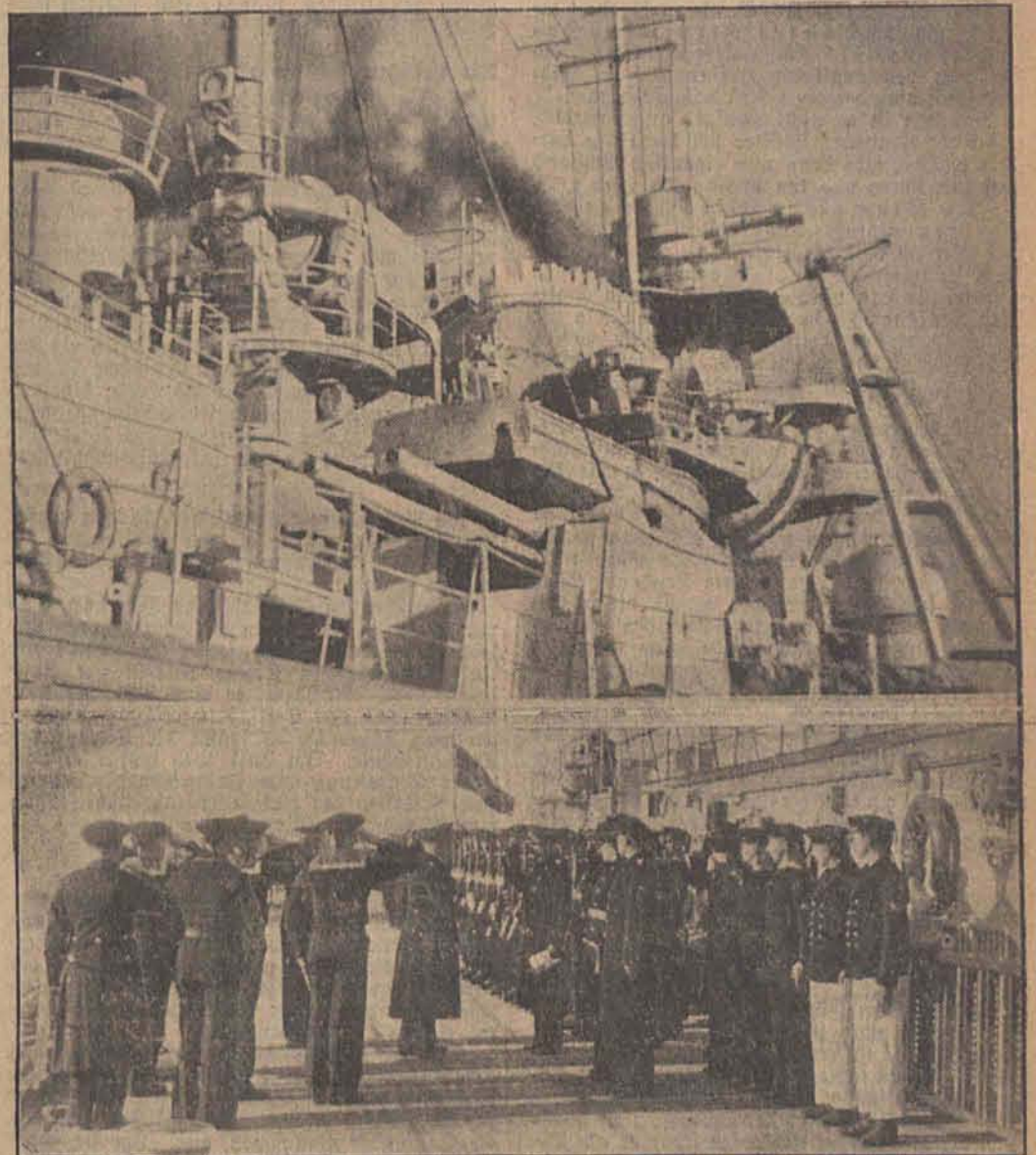
Griechische Angriffe wurden abgewiesen

In Nordafrika wurden mechanisierte Truppen in die Flucht geschlagen

Rom, 9. Dezember

Der italienische Wehrmachtbericht vom Montag hat folgenden Wortlaut:

Das Hauptquartier der Wehrmacht gibt bekannt: An der griechischen Front wurden im Abschnitt der 9. Armee wiederholt feindliche Angriffe von unseren Truppen zurückgewiesen, die ihrerseits zahlreiche und siegreiche Gegenangriffe unternahm. Die 11. Armee hat ohne Verluste an Menschen und Material die auf eine Linie nördlich von Agirocastro und an deren Nachbarorten angeordnete Zurücknahme ihrer Stellungen abgeschlossen. Unsere Luftwaffe belegte trotz ungünstiger Witterungsverhältnisse die militärischen Ziele von Santa Maria und dem Arta-Golf mit Bomben. Die Überreste eines der feindlichen Flugzeuge, die im gestrigen Wehrmachtbericht als schwer getroffen erwähnt worden waren, sind auf unserem Gebiet gefunden worden. Ein englischer Fliegeroffizier, der



Großadmiral Raeder besichtigt ein modernes Schlachtschiff. Der Kommandant des Schlachtschiffes empfängt den Oberbefehlshaber der Kriegsmarine am Fallreep und macht ihm Meldung. — Oben: Blick auf die Aufbauten eines 35.000-Tonnen-Schiffes. (Scherl 1, FR.-Wochenschau-Presse-Verlag, Zander, Mülplex-R.)

London bangt vorm nächsten Schlag

Drahtbericht unserer Berliner Schriftleitung

Berlin, 10. Dezember

Der Großangriff auf London in der Nacht zum Montag hat jäh und gründlich eine rosige Hoffnung zerstört, in die man sich gerade in den Stunden vorher in England eingewiegt hatte. In den Londoner Sonntagsblättern hatte man nämlich viel Wesens von einer „erheb-

lichen Abschwächung“ der deutschen Luftangriffe gemacht, weil von Freitag bis Sonntag morgen London verhältnismäßig stille Stunden erlebt hatte. Mitten hinein in dieses britische Agitationsmanöver fuhr dann der deutsche Großangriff auf London, ausgeführt von einer Luftwaffe, die „erheblich geschwächt“ ist und fürderhin „zum Einsatz an anderer Stelle aufgespart“ wird, ausgeführt von Flugzeugen, die angeblich keine Möglichkeit zum Start mehr besitzen. Diese deutsche Luftwaffe hat der britischen Hauptstadt einen Schlag verlehrt, wie selbst sie ihn in dieser Schwere noch nicht erlebt hat. An dem Grade der Zerstörungen, die unsere Kampfflugzeuge in der Zentrale der Kriegsheer angerichtet haben, mag man im Ausland den Grad der Lügenhaftigkeit britischer Zweckprognosen erkennen. Einmal wird aber auch die Zeit kommen, da derartige Voraussagen und Wunschträume selbst im englischen Volke keine Partei finden.

Vorläufig allerdings können Churchill und Duff Cooper es sich noch leisten, mit den dümmsten „Begründungen“ die Zukunft schönzuzufärben auf politischem ebenso wie auf militärischem Gebiet. In Wirklichkeit verbirgt sich hinter den Voraussagen, die dem englischen Volke zum Troste und der übrigen Welt zur Hebung des englischen Kredits vorgelegt werden, nur eine 100prozentige Unsicherheit. Nach den Erfahrungen der zurückliegenden Monate werden die maßgeblichen Blütokraten Londons sich kaum einer Täuschung darüber hingeben, daß die deutsche Diplomatie ebensoviele wie die deutsche Wehrmacht ihre Hände in den Sockeln legt, daß sie ununterbrochen arbeitet,

Im Atlantik torpediert

Newport, 10. Dezember

Hilferufe des britischen Dampfers „Empire Jaguar“ und des in britischen Diensten fahrenden norwegischen Tankers „Midlesjord“ sind von der Radar-Radio-Station aufgefangen worden. Auf Grund der aufgefundenen Funkprüche waren zwei Schiffe an der westafrikanischen Küste in Seenot.

Wir bemerken am Rande

Unterm Offen: Der englische Unterstaatssekretär im Schatzamt, Sir Frederic Phillips, der, wie wir schon verzeichneten, zur „Unterstützung“ des englischen Botschafters in Washington beim Schnorren um amerikanische Kredite in USA eingetroffen ist, hat bei seiner Ankunft eine Erklärung abgegeben, die zeigt, daß England bereits unter Finanzkuratel gestellt ist: „Ich nehme an, daß Sie den Wunsch haben, die Finanzlage Großbritanniens in ihrer Ganzheit kennenzulernen. Ich werde Ihnen alle Aufklärung geben, deren Sie bedürfen.“

auch wenn — von außen gesehen — einmal eine Pause eingetreten zu sein scheint.

So kommt es denn, daß in diesen Tagen in Londoner Blättern sowohl einerseits die Behauptung von einem Stillstand der diplomatischen Aktivität Deutschlands und der Äuße aufgestellt, wie andererseits eine Fülle von Vermutungen ausgebracht wurde, die die eventuellen nächsten Schritte der Wilhelmstraße zum Gegenstand hatten. Es waren Kombinationen, von denen die eine nicht selten der anderen direkt widersprach. Daburch tritt die quälende Ungewißheit Londons über die weitere diplomatische und militärische Aktivität der Äuße um so greller hervor. Aus den englischen Wunschbildern ergibt sich aber weiter, welche Gedanken von den Engländern gegenwärtig als besonders quälend empfunden werden. Hierzu gehört z. B. die wachsende Einsicht daran, daß die deutsch-russische Zusammenarbeit sich weiter bewährt, und daß von den englischen Hoffnungen im Südosten nun auch der letzte Rest dahinschwindet.

Daneben ist es nicht weniger aufschlußreich, wenn die Londoner Blätter sich Gedanken darüber machen, was denn nun eigentlich England noch tun könne und tun müsse. Da wird z. B. mit dem Plan einer Offensive gegen Italien gepöhlert und daburch nur gezeigt, wie wirksam doch die italienische Kriegsführung im Mittelmeer ist. Im „Observer“ empfiehlt Garvin für das nächste Frühjahr einen englischen Großangriff vom Nahen Osten aus zur Entscheidung des Krieges und beweist damit, daß selbst solche Engländer, die sonst alles gründlich zu überlegen pflegten, allmählich zu Spielern und Abenteurern werden.

Natürlich freisen die englischen Gedanken wieder um Feltand. Und es ist z. B. höchst aufschlußreich, wenn dabei argumentiert wird, es wäre für die Iren erträglich, wenn sie einer „britischen Selbsthilfe“ bezüglich der irischen Westküste unter Protest weichen würden, als wenn sie ihr freiwillig zustimmen müßten. Es wäre nicht überaus überraschend, so stellen weitere Londoner Meinungen fest, wenn England gemäß dieser Erkenntnis handeln und zur Selbsthilfe greifen würde. Denn England glaube, dazu moralisch berechtigt zu sein und einen moralischen Anspruch auf die irischen Häfen zu haben. Keinesfalls könne man jedoch von England erwarten, daß es eine Niederlage riskiere, nur um der Eigenwilligkeit Dublins, d. h. eines Empire-Mitgliedes, Rechnung zu tragen. — Alles in allem also typisch britische Reflexionen, aus denen ebenfalls die Strupflosigkeit wie tafelsichtige Verlegenheit spricht.

Italien verlor zwei Generäle

Trauer des ganzen Landes

Rom, 10. Dezember

Der bei dem Flugzeugunglück in der Nähe von Aquino ums Leben gekommene General Pietro Binton wurde im Jahre 1880 in Cagliari geboren. Nach einer erfolgreichen militärischen Laufbahn übernahm er als Brigadegeneral das Kommando der Schiffschule. Während des Krieges in Äthiopien stand er als Divisionsgeneral an der Spitze einer in der Cyrenaika stationierten Division. Späterhin lehrte

W.E. träumt von der angelsächsischen Union

Die neueste „geniale Idee“ Churchills / Im Sintergrund Spekulation auf Irland

Von unserem TT.-Berichterstatter

Genf, 10. Dezember

Schon vor einiger Zeit sind Anzeichen von einem neuen Plan Churchills durch Berichte aus London in die Öffentlichkeit gedrungen, einem Plan, der nichts weniger und nichts mehr als eine britisch-amerikanische Union vorsieht. Dieser „geniale“ Gedanke des Lenkers des britischen Reiches bietet an sich nichts Originelles, denn bekanntlich ist Churchill schon einmal mit Unions- und Zusammenlegungsplänen haften gegangen, als ihm alle Felle die Loire heruntergeschwammen. Das war zu jener Zeit, als die militärische Niederlage Frankreichs, ihres Kontinentalbegens, auch den Londonern zum Bewußtsein gekommen war. Damals, im Juni, versuchte Churchill sich der französischen Kolonien zu bemächtigen, indem er der französischen Regierung vorschlug, das französische und britische Reich „zusammenzulegen“, die verschiedene Staatsangehörigkeit der Briten und Franzosen zu „verschmelzen“, eine gemeinsame Regierung über die beiden Reiche zu bilden, und was der Phantasieprodukte mehr sind, die nur dem Gehirn eines am Rande des Abgrunds stehenden Börsenjobbers entspringen können. Während die Rennaud und Mandel drauf und dran waren, auf diese Weise Frankreich an England zu verschadern, boten Marshall Pétain und Laval diesen gaunerischen Plänen ein gebieterisches Halt.

Die Ursachen sind die gleichen

Nun geht Herr Churchill wiederum mit ähnlichen Gedanken trübselig. Aber diesmal bietet er nicht den Franzosen, sondern den Nordamerikanern seine Ramschware an. Die Ursachen sind allerdings wiederum in der gleichen Richtung zu suchen, nämlich in der immer mehr aufsteigenden Angst dieses Londoner Börsenjobbers vor dem mit raschen Schritten näherrückenden Verfalltag. Das Problem der amerikanischen Hilfe ist so brennend geworden, so wird aus anderen Londoner politischen Kreisen berichtet, daß man sich nicht mehr zu helfen wisse, als den Amerikanern die Ehre der britischen Staatsbürgerschaft anzubieten für die Hilfe, die man brauche, da eine andere Entschädigung nicht mehr in der Macht Großbritanniens liegt. Und die Dringlichkeit dieses „Geschäftsabchlusses“

er als Armeekorps-General nach Libyen zurück. Im Juli 1940 wurde er zum Präsidenten der italienisch-französischen Waffenstillstandskommission ernannt.

Luftgeschwader-General Aldo Pellegrini wurde am 30. 8. 1888 in Bologna geboren und trat einige Jahre nach seiner Teilnahme am italienisch-türkischen Kriege 1911/12 zur Luftwaffe über. Nachdem er von 1918 bis 1919 Kabinietschef des Luftfahrtministeriums gewesen war, übernahm er später die Leitung der Luftfahrtschule. Im Juli 1940 wurde er nach seiner Ernennung zum Luftgeschwader-General zum Mitglied der italienisch-französischen Waffenstillstandskommission bestimmt.

Bastico im Dodekanes

Rom, 10. Dezember

Quadrupel Graf de Vecchi ist von seinem Posten als Generalgouverneur des italienischen Dodekanes und Oberbefehlshaber der dortigen Streitkräfte zurückgetreten. Zu seinem Nachfolger wurde der Kommandierende General Ettore Bastico ernannt.

General Bastico wurde 1876 in Bologna geboren, nahm am Tripolis-Krieg und am Weltkrieg teil; im Spanienfeldzug zeichnete er sich als Befehlshaber der italienischen Truppen, die Santander einnahmen, aus. Im Dezember 1937 wurde er zum Heeresgruppenkommandanten ernannt.

wird dann wieder einmal mehr belegt durch den Hinweis auf die schweren Schiffsverluste und den immer empfindlicheren Mangel an Stützpunkten an der irischen Westküste.

Der tote Chamberlain als „Kronzeuge“

Es scheint, daß da nämlich der Hund begraben liegt. Denn die „geniale“ Idee des Herrn Churchills soll vor allem wohl dazu dienen, die Iren herunterzutreiben, um sie — da die bisherigen englischen Erpressungen resultatlos verließen — auf einem anderen Wege zur Auslieferung ihrer Westküste an die Engländer zu bestimmen. Für die Iren wäre es erträglich, so argumentieren die Londoner Schläufinge, wenn sie einer „britischen Selbsthilfe“ bezüglich der irischen Westküste unter Protest weichen würden, als wenn sie ihr freiwillig zustimmen müßten. Und es wäre nicht überraschend, so stellen vorliegende Londoner Meldungen fest, wenn England gemäß dieser Erkenntnis handeln und zur Selbsthilfe greifen würde. Denn England glaube, dazu moralisch berechtigt zu sein, und einen moralischen Anspruch auf die irischen Häfen zu haben. Und zwar darum, weil Chamberlain — hier wird also bereits ein Toter als Kronzeuge ausgerufen — vor einigen Jahren auf den Gebrauch dieser Häfen durch Großbritannien nur in der Erwartung eines von ihm sicher vorausgesehenen späteren irischen Eingehens auf diese britischen Pläne „verzichtet“ habe. Dieses Einlenken sei nun allerdings ausgeblieben, aber daraus ergebe sich auch, daß die ganze rechtliche Grundlage des britischen Verzichts auf die Benutzung der irischen Westhäfen eben hinfällig sei. Keinesfalls könne man jedoch von England erwarten, daß es eine Niederlage riskiere, nur um der Eigenwilligkeit Dublins, d. h. eines Empiremitgliedes, Rechnung zu tragen.

In London ist man schließlich der Ansicht, daß je enger das britisch-amerikanische Verhältnis sich gestaltet, desto besser die Iren herumgebracht werden könnten, weil die europäische Iren auf die Ansichten ihrer zahlreichen amerikanischen Bettern stets zu achten pflegen. Dieses Resultat könne aber nicht besser erreicht werden, als durch die von Herrn Churchill in die Diskussion geworfene britisch-amerikanische Union.

Verhehung der Buschneger

Von unserem BE.-Berichterstatter

Basel, 10. Dezember

Schon lange vor Kriegsausbruch gab es in Südafrika Eingeboreneneitungen, die von Johannesburg Presseleuten für Eingeborene herausgegeben wurden und es sich mehr und mehr zur Aufgabe gemacht hatten, eine maßlose Hege gegen Deutschland und dessen befreundete Nationen zu betreiben. Wie die Zeitung „The African World“ kürzlich berichtete, hat nun in der Südafrikanischen Union das Departement für Eingeborenen-Angelegenheiten die Verhehung der Eingeborenen selbst in die Hand genommen. In den sechs hauptsächlich südafrikanischen Eingeborenenprachen wird eine Zeitung herausgegeben und durch alle Verwaltungsbeamten verbreitet, die, bescheiden gelagt, die Eingeborenen über die „Kriegsfortschritte“ und Neugkeiten in der Welt informieren soll.

Daß man ahnungslose afrikanische Eingeborene mit noch ganz anderen Schauernachrichten betrügen kann als die Londoner City-Bewohner, liegt auf der Hand. Auch sie werden inzwischen Kenntnis davon erhalten haben, daß Hamburg und andere deutsche Städte von der RAF „pulverisiert“ wurden, und daß in Berlin sämtliche Bahnhöfe zerstört worden sind.

Londons schlimmste Nacht

... 10. Dezember, PK.

Ein Kriegsberichter schreibt über den Großangriff auf London:

Vor uns liegt die Oxford-Street und rechts mehrere hundert Meter daneben die Piccadilly-Street. Die Bombenschäfte haben sich geöffnet. Die schweren Broden haben sich losgehakt. Gespannt sehen wir ihnen nach, warten. Es ist unmöglich, ihren Einschlag festzustellen.

In diesen Sekunden müssen über, unter und neben uns noch viele andere Maschinen geworfen haben, denn unaufhörlich blüht es unten auf. Gasbehälter fliegen in die Luft, Erdöl-lager explodieren, und immer rieselhafter werden die Feuerbrände. Ganze Stadtteile Londons haben sich von diesen Quellen aus in einen einzigen hemmungslos wütenden Vulkan verwandelt, aus dem immer neue Lavamassen herausgeschleudert zu werden scheinen.

Nach der Landung erinnern wir uns der Worte, die der Gruppenkommandeur, Hauptmann W., bei der Bepfehlung sagte: „Heute nacht müssen wir alle Maschinen an den Himmel bringen. London muß ewig an diesen 9. Dezember 1940 denken!“

Japans Kurs

Politik im Sinne des Dreimächtepactes

Tokio, 10. Dez. (Staatsdienst des DNB.)

Der japanische Außenminister Matsuo gab am Montag nachmittag einen Empfang für Vertreter der Auslandspresse, in deren Verlauf er zahlreiche Fragen über die japanische Außenpolitik beantwortete. Auf die Frage eines USA-Korrespondenten, ob der neue Botschafter Nomura besondere Richtlinien zur Regelung der japanisch-amerikanischen Beziehungen erhalten habe, wies Matsuo darauf hin, daß Japans außenpolitische Linie gegenüber den Vereinigten Staaten völlig klar sei, denn sie baue sich auf dem Dreimächtepakt auf. Falls Amerika in Singapore Schiffe stationieren würde, „müsse dies zu ersten Überlegungen seitens Japans führen“. Mehr könne er augenblicklich hierzu nicht sagen.

Der Tag in Kürze

Das Kalengeblatt „Arriba“ befährt sich in seinem Leitartikel mit der Anprache des neuen französischen Botschafters bei der Überreichung seines Glaubensbekenntnisses und der Antwort des spanischen Staatschefs, in der dieser besonders hervorgehoben hat, daß eine freundschaftliche und fruchtbringende Zusammenarbeit nur dann von Erfolg sein könne, wenn Frankreich alle geschäftlichen und natürlichen Rechte Spaniens, die so oft mißbraucht wurden, voll und ganz anerkennt.

Am 7. Dezember 1940 verstarb in Berlin-Nichtenfelde im 72. Lebensjahr der bekannte Marinehistoriker und langjährige Vorstand des Marine-Archivs, Vizeadmiral a. D. Dr. h. c. Eberhard von Maney.

Neutrale Seeeule halten den britischen Geleitschutz für völlig unzulänglich. Nach einem Eigenbericht von „Svensta Dagbladet“ aus Norrort mußten jetzt immer mehr schwedische Seeeule in ausländischen Häfen ab.

Verlag und Druck: Rhmansstäder Zeitung

Druckerei und Verlagsanstalt GmbH.

Verlagsleiter: Wilhelm Nagel.

Hauptredakteur: Dr. Kurt Pfeiffer.

Stellvertreter: Hauptredakteur: Adolf Kargel. Verantwortlich für Politik: i. B. Dr. Kurt Pfeiffer; für Lokales und Kommunalpolitik: Adolf Kargel; für Handel und Reichsgau Wartheland: Dr. B. Martgraf; für Kultur und Unterhaltung: i. B. Dr. Kurt Pfeiffer; für Sport und Bilder: i. B. Alfred Kalarke. Sämtlich in Rhmansstadt. Berliner Schriftleitung: August Köhler, Berlin-Karlshorst. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Wilhelm Stichoff, Rhmansstadt. Für Anzeigen gilt z. B. Anzeigenpreisliste 2.

Symbol der rumänischen Wende

Von unserem Berichterstatter

(A. Sch.) Bukarest, im Dezember

Kurz bevor der „Conducator“ des rumänischen Staates, General Antonescu, nach Berlin fuhr, um dort die Eingliederung Rumäniens in die Äuße zu bezeugen und mit dem Führer und dem Reichsaußenminister über die weitere Zukunft des Landes im neuen Europa zu sprechen, unterzeichnete er ein Geheh, das für die völkischen Verhältnisse in Südosteuropa von wahrhaft revolutionärem Charakter ist. Bereits zehn Tage vorher war in der alten siebenbürgischen Stadt Mediasch die deutsche Volksgruppe Rumäniens zusammengetreten, um über ihre neue Ordnung selbst zu bestimmen. Ihre damaligen Beschlüsse finden jetzt ihre Rechtsgrundlage. In kürzester Zeit vollzieht Rumänien die Umstellung von einer Minderheitenpolitikkriegseligen Angelegenheit zum völkischen Lebensstil der Gegenwart, mit allen sich daraus ergebenden Folgerungen. Die damit verbundene innere Wandlung kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Es ist nicht so, daß das ganze rumänische Volk oder die ganze legionäre Bewegung einmütig von dem Gefühl durchdrungen wäre, es gäbe nur diese und keine andere Lösung. Die Anerkennung der deutschen Volksgruppe als Körperschaft des öffentlichen Rechts ist vielmehr das Werk der für das neue Rumänien verantwortlichen Männer, an ihrer Spitze des Kommandanten der legionären Bewegung, Goria Sima, der modern genug denkt, um zu erkennen, welche ungeheure Chance sich Rumänien damit selbst gibt. Wo noch Widerstände vorhanden sind, werden diese auf dem Wege der Überzeugung von den Vorteilen befeitigt werden, die nicht nur die deutsche Volksgruppe, die auch das legionäre Rumänien von

der neuen Regelung hat. Worin bestehen diese Vorteile?

Rumänien setzt sich damit an die Spitze aller Südoststaaten, wenn man diese daraufhin betrachtet, wie sie ihre Freundschaftsbeteuerungen zum Deutschen Reich und Volk auf diesem für uns nun einmal so wichtigen Sektor der Verhandlung unserer Volksgruppe in die Tat umsetzen. Welche Fehler das alte Rumänien in den zwanzig Jahren nach dem Weltkrieg auf diesem Gebiete begangen hat, ist latsam bekannt, und die Beschwerden der deutschen Volksgruppe Rumäniens füllten Bände und abermals Bände. Immer wieder wurde auf dem Papier ein Anlauf gemacht, um eine Besserung herbeizuführen, und am Ende stellte es sich heraus, daß es ein Wahltrick war, um die deutschen Stimmen für die jeweilige Regierung zu tapern. Diesmal wurde Ernst gemacht, und zwar handelt es sich um einen freiwilligen Akt. Niemand hat der rumänischen Regierung die einzelnen Bestimmungen des jetzigen Gehehes auferlegt. Das nach dem Wiener Schiedspruch unterzeichnete Protokoll zur Minderheitenfrage belagt lediglich, daß die Karlsbader Beschlüsse von 1919 zu erfüllen seien, und diese sind sehr karg und gehen auf keine Einzelheiten ein. Welche genaue Umschreibung dagegen in dem von Ungarn in Wien unterzeichneten Minderheitenprotokoll! Bis ins einzelne wurde Ungarn gesagt, was es seinen Deutschen zu gewähren hat. Das Vertrauen, das Rumänien in Wien erfährt, wurde bereits damals von allen einsichtigen Rumänen gemindert. Der rumänische Staatsführer hat jetzt dieses Vertrauen auf die rechte Art erwidert.

Das neue Volksgruppenrecht ist

entstanden unter tätiger Mithilfe der deutschen Volksgruppe selbst. Es enthält nur grundlegende Bestimmungen und gibt der Volksgruppe die Freiheit, das Weitere selbst über sich zu bestimmen. Die deutsche Volksgruppe erklärt für ihre Angehörigen die ihr Eigenleben betreffenden Bestimmungen. Bei der feierlichen Gründung der NSDAP der deutschen Volksgruppe, die ihr Willensträger und Exekutivorgan ist, hat Volksgruppenführer Andreas Schmidt bereits verkündet, was die Volksgruppe aus eigenem Ermessen beschließen werde, so die Einführung der Nürnberger Gesetze und des Erbhofrechtes. Wer dagegen verstoßt, unterliegt der Bestrafung, und er wird schließlich aus der Volksgruppe ausgeschlossen. Denn zur deutschen Volksgruppe gehört nicht nur, wer sich zu ihr bekennet, sondern er muß auch von der Volksgruppenführung als Deutscher anerkannt und in den Nationalkataster eingetragen sein. Hinsichtlich der NSDAP, hat Andreas Schmidt verfügt, daß zunächst nur Anwärter zugelassen werden, die endgültige Aufnahme hat sich der Volksgruppenführer, je nach der nachgewiesenen Leistung, für später vorbehalten.

Die heutige Führung der deutschen Volksgruppe, die trotz der Gebietsverkleinerung Rumäniens immer noch zwischen 550 000 und 600 000 Köpfen zählt (eine genaue Volkszählung wurde soeben veranstaltet, wenn das Ergebnis vorliegt, wird man genauer Bescheid wissen), kommt aus der ehemaligen Erneuerungsbewegung der Deutschen in Rumänien. Im Jahre 1935 ging aus dieser Bewegung durch Spaltung die DVN hervor, wie sie meist genannt wurde, oder die Deutsche Volkspartei Rumäniens, die bereits damals enge kameradschaftliche Beziehungen zur legionären Bewegung aufrechterhielt; Bände, die bis heute gedauert haben. Erst im Herbst 1938 wurde nach mancherlei Irrwegen wieder eine einheitliche Volksgruppe hergestellt. Vor zwei Monaten hat

Andreas Schmidt mit krasser Hand die Führung in die Hand genommen. Sie ist mit der Aufsicht verbunden, und so ist es kein Wunder, daß gleichzeitig mit der Gründung der NSDAP, auch zwei NS-Standarten geschaffen wurden, eine für Siebenbürgen und eine für Banat, wo zunächst die jungen Volksgenossen als Anwärter beweisen werden, daß sie der Führung würdig sind. Einen ähnlichen Aufbau erfährt die Jugend, die heute noch DVN — Deutsche Jugend heißt, aber in Kürze den Namen des Führers tragen wird. Kein deutscher Junge und kein deutsches Mädchen der Volksgruppe soll mehr außerhalb dieser Reihen stehen, die Jugenddienstpfligt sorgt dafür, auch die Frauen zu erfassen und aus ihnen Glieder der zukünftigen Gemeinschaft zu formen.

Wer am 9. und 10. November in Mediasch war, dachte zurück an die Tage von 1919, als das Siebenbürger Deutschtum den Anschluß an den rumänischen Staat beschloß. Später ermachte das Banater Deutschtum zu voller völkischer Klarheit, und heute stehen die einen wie die anderen als kräftige Pfeiler der gesamten Volksgruppe da und kennen untereinander höchstens einen Ehrgeiz: besser ihre Pflicht zu tun. Unbehindert von den Schikanen der rumänischen Systempolitik, in enger Zusammenarbeit mit der legionären Bewegung wird die deutsche Volksgruppe ihr Eigenes führen, ohne ihre Pflicht gegen den rumänischen Staat zu vernachlässigen. Es war in Mediasch ein alle Umwelnden tief bewegendes Bild, als Andreas Schmidt in der schwarzen Tracht der Volksgruppe vortrat und den Eid schwor: Treue zu halten dem Führer Adolf Hitler und der legionären Bewegung. Beider Symbole und die rumänische Nationalflagge wehen über den deutschen Häusern, die Herzen der Deutschen werden von keinem Zwiespalt mehr zerrissen, sie haben Volk und Staat miteinander vereintgen können.

Polnische Porträts (2)

Dem lächelnden Marschall steigt die Macht zu Kopf

Ein Marschallstab für kommende Verdienste / Das Geheimnis um das Testament Pilsudskis / Ein kalter Putsch

Von unserem ständigen Warschauer F.R.-Korrespondenten



Leute, die Umgang mit Rydz hatten, waren nie begeistert von der Intelligenz des unrühmlichen Marschalls. Man traute ihm eine gewisse Bauernschläue zu und nichts weiter. Auch Pilsudski muß über den Geist seines Lieblingsoffiziers Bescheid gewußt haben, wenn er ihn dennoch General Sosnkowski vorzog, dann hatte dies seine guten Gründe: Sosnkowski gehörte zu den Leuten, die sich nicht entschließen können. Pilsudski hatte es seinem ehemaligen Stabschef aus der Legionärszeit und Haftgenossen aus Magdeburg nie vergessen, daß er während des Raumerzuges im Jahre 1928 sich weder für noch gegen Pilsudski entschieden hatte, sondern eine abwartende Haltung einnahm... um seine Sympathien dem Sieger zu befehlen. Es ist auch richtig, daß die militärische Eignung des Rydz, obwohl auch gleich Null, doch noch besser war, als die Fähigkeiten Sosnkowskis, der in seinem Leben keine größere Truppeneinheit befehligt hat.

Ein Vermächtnis Pilsudskis?

Pilsudski starb, wie bekannt, am 12. Mai 1935. Gleich darauf setzte der Kampf um die Macht ein. Sieger blieb bekanntlich Smigly. Er hatte es zu nützen verstanden, daß ihn der Erste Marschall angeblich zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Dieses sogenannte Vermächtnis war die Legitimation des Rydz, mit der nachher so viel Schindluder getrieben wurde. Interessant ist, daß dies Vermächtnis nie und nirgends veröffentlicht wurde, denn in Wirklichkeit hat Pilsudski die Frage seiner Nachfolge offengelassen. Das sogenannte Testament entpuppte sich, als ein von Pilsudski nach einem Schwächeanfall angeblich zu Moscicki ausgesprochener Satz: „Wenn mir etwas zustößen sollte, hat mich in der Armee General Rydz zu vertreten.“ Es ist wahrscheinlich, daß Pilsudski diese Worte wirklich gesagt hat. Aber Pilsudski war ja nicht nur Marschall, er war auch in der Politik einzig und allein der maßgebende Mann. Es war für Rydz und seine Clique also günstiger im allgemeinen von einem Vermächtnis zu reden, als zu sagen, daß die Nachübernahme durch Smigly Rydz eigentlich ein kalter Putsch war. Der Staatspräsident dubdete diesen Betrug. Der Staatspräsident dubdete, wie wir noch sehen werden, ganz andere Sachen.

Rydz ist obenauf. Er befehligt die Armee. Der maßgebende Mann in der Polizei ist ebenfalls ein General, Kordjan Zamorski. Also er hat auch für alle Fälle die Polizei zu seiner Verfügung. Er scheidet das Kabinett Kwiatkowski, in dem Vertrauensmänner des Präsidenten sitzen, nach Hause und beauftragt mit der Neubildung General Sładkowski, den berüchtigten Zäunemaler.

Wohl hat der „alte Mann“ im Königschloß, das heute in Trümmern liegt, es durchzusehen versucht, daß Kwiatkowski, der „Schöpfer Gdingens“, als Vizeministerpräsident belassen wird, aber das neue und letzte polnische Kabinett schwimmt ganz und gar im Smigly-Fahrwasser.

Anverbiente Dekorierung

Smigly bringt Moscicki dazu, ihm den Marschallstab zu verleihen. Das geschah am 11. November 1935. Diese Dekorierung löste

selbst unter den Polen ungeheures Befremden aus. Der Begriff „Marschall“ war zu eng mit der Person Pilsudskis verknüpft, wenige Monate waren erst seit dem Tode des letzteren vergangen, als daß man die Auszeichnung nicht als geschmacklos empfunden hätte, nicht weniger geschmacklos, als die Heirat des greisenhaften Präsidenten mit der um 40 Jahre jüngeren Sekretärin seiner Frau. Smigly genöß zwar den Ruf eines guten Soldaten, aber es gibt Leute, die nicht so gut sind wie ihr Ruf. Im Grunde genommen wußte kein Mensch, wie Rydz zu der hohen Auszeichnung komme, der höchsten, die es im polnischen Heere überhaupt gab. Um derartigen Vorwürfen von vornherein die Spitze

Die Sympathien der Masse, um die er sich so lange vergeblich bemüht hatte, flogen ihm nur so zu. Wo er sich zeigte, gab es Ovationen, wo er sprach, in seiner hölzernen, unintelligenten, abgehackten Weise, eine Manie, die später von fast allen Rednern nachgeahmt wurde, rauschte der Beifall, schlugen die Flammen des patriotischen Feuers hoch. Und der kleine Mann stand da mitten in der Sonne der Volksliebe und konnte sich und glaubte an seine Größe, an seine historische Sendung, „der germanischen Hydra die Giftdöhne auszubrechen“, „auf der Hut der polnischen Ehre zu stehen“, „Grundwald zu wiederholen“, als erster Staatsmann in Europa Hitler zu zeigen, daß er keine Angst



Ein Komödiant erhält den Marschallstab. Rydz empfängt aus den Händen Moscickis den Marschallstab für „Verdienste“, die noch nicht erworben waren.

zu nehmen, erklärte Rydz, daß er den Stab auf sein Schuldtonto schreibe und gab damit zu verstehen, daß er die Absicht habe, diese Schuld abzutragen. Das tat er im September vorigen Jahres, indem er sich so rasch wie möglich nach Rumänien verzog. Dem Schuldtonto wurde das Kapitel „Schande“ hinzugefügt.

Der „starke Mann“...

Daß es so kommen würde, ahnte in den Jahren 1935—1939 kein Mensch in Polen. Das war die Glanzzeit des Smigly-Rydz. Die Marschalluniform wurde nicht mehr ausgezogen, der Marschallstab kam selten zu Ruhe. Überall war der Marschall. Hier wurde ein Denkmal geweiht, dort eine Defilade abgenommen, Harman grüßend, immer lächelnd, dem kleinen Mann auf die Schulter klopfend und vor allem redend, prahlend, den starken Mann spielend. Die Polen sahen dem Spiel des Akteurs zu und ihnen schmolz die Brust vor Freude. Seht einmal, was wir für einen Kerl von Marschall haben.

Aber die ganz große Zeit sollte erst kommen. Sie begann mit dem Ausbruch des deutsch-polnischen Konflikts, nach der Ablehnung der großzügigen Vorschläge des Führers. Smigly fühlte sich in seinem Element.

vor ihm habe. Und wenn ihn vielleicht manchmal der Mut verlassen hätte, wenn ihm vielleicht Zweifel gekommen wären, angeht der großen Erfolge des Führers, ob es ratsam sei, ein Genie herauszufordern — wozu hatte er denn Berater, wozu hatte er denn einen Ministerpräsidenten wie Sławoj-Sładkowski? Man irrt, wenn man meint, Sładkowski habe sich nur mit den Kojetts und den Zäunen befaßt. Dieser Mann sah seine Hauptaufgabe darin, den Marschall zu beweihräuchern, ihm Größe zu suggerieren, sie ihm einzuträufeln, so lange bis Rydz daran zu glauben begann.

„Neben ihm“, erklärte er einem Pressevertreter, der Rydz unter der Büste Napoleons fotografiert hatte, „komme ich mir unbedeutend vor.“ Heilige Einsicht! Gibt es in der Geschichte überhaupt ein krasseres Beispiel unbegründeten Größenwahns. Ein General, der noch keinen einzigen Beweis seiner militärischen Fähigkeiten erbracht hat, stellt sich dicht hinter einen der größten Heerführer und Schlachtenleiter aller Zeiten!

In einer Beziehung muß man der polnischen Regierung recht geben. Der Befehl zum Angriff worüber ja Smigly zu entscheiden hatte, wäre von den Polen nicht gegeben worden. Es gab ja



Sein Selbstporträt. So sah sich Smigly-Rydz selbst zur Legionärszeit. Von dem eleganten Marschall von später ist allerdings noch nichts zu spüren. (Bild: Archiv, 2. Jg.)

für das polnische System überhaupt nichts Wünschenswerteres als das Verharren in diesem gespannten Zustand mit Deutschland.

Und ganz besonders Rydz. Er konnte, ohne eine Lippe zu riskieren, den großen Feldherrn spielen, den populären Mann, den Freund des Volkes, seines Beschützers. Man rechnete — und verrechnete sich — im schlimmsten Fall mit dem deutschen Angriff für März 1940, in der irrigen Meinung, „Hitler sei noch nicht fertig“, man wählte sich sicher im Schatten der britischen Garantie. Rydz wähnte sich so sicher, daß er es nicht einmal für nötig hielt, der Armeegrößere Aufmerksamkeit als bisher zu schenken, er beschränkte sich darauf, zu malen und zu prahlen und verpackte so das ihm, wie er behauptete, durch persönliches Vermächtnis hinterlassene Erbe des Ersten Marschalls.

Absturz von hoher Leiter

Smigly Rydz, der Marschall, hat genau so schmählich verlagert, wie Rydz, der Politiker, ja, noch schmählicher. Noch schneller, und vieles schneller, als der Aufstieg, ging der Sturz des Marschalls vor sich. In wenigen Jahren war er die Leiter bis zum militärischen Höchststadium hinaufgeleitet. Und als es dann darauf ankam, Worte unter Beweis zu stellen, ergriff er die Flucht. Am 6. September schon hat er die Uniform des Marschalls ausgezogen und dafür die eines Hauptmanns angelegt. Unter den deutschen Schlägen zerbrach nicht nur das polnische Heer, es zerbrach auch die Eitelkeit seines Marschalls. Sein großsprecherischer Mut entpuppte sich als Feigheit. Er machte nicht den geringsten Versuch, mit den Armeen in Fühlung zu kommen. Er zitterte so sehr um sein elendes Leben, daß er nicht einmal den Tod der Schande vorzog, daß er nicht einmal dahin ging, wo er hätte in Gefangenschaft geraten können. In den Zeitungen erschienen zwar Berichte, als ob der „Oberste Befehlshaber sich in den vordersten Linien befände“, daran ist aber kein wahres Wort. Rydz verließ Warschau am 6. September in Richtung Rumänien. Von diesem Tage an befand er sich ständig auf der Flucht. Die Soldaten, die er befehligte, das waren Gendarmen und Polizeibteilungen, die er sich zu seiner persönlichen Sicherheit mitgenommen hatte.

So täglich endete Polens zweiter Marschall Rydz-Smigly, nachdem der Politiker in ihm schon lange zuvor Pleite gegangen war.

Der Rässelsprung auf der Tapete

Die verrückte Idee des „Weltmeisters des Kreuzworträtsels“

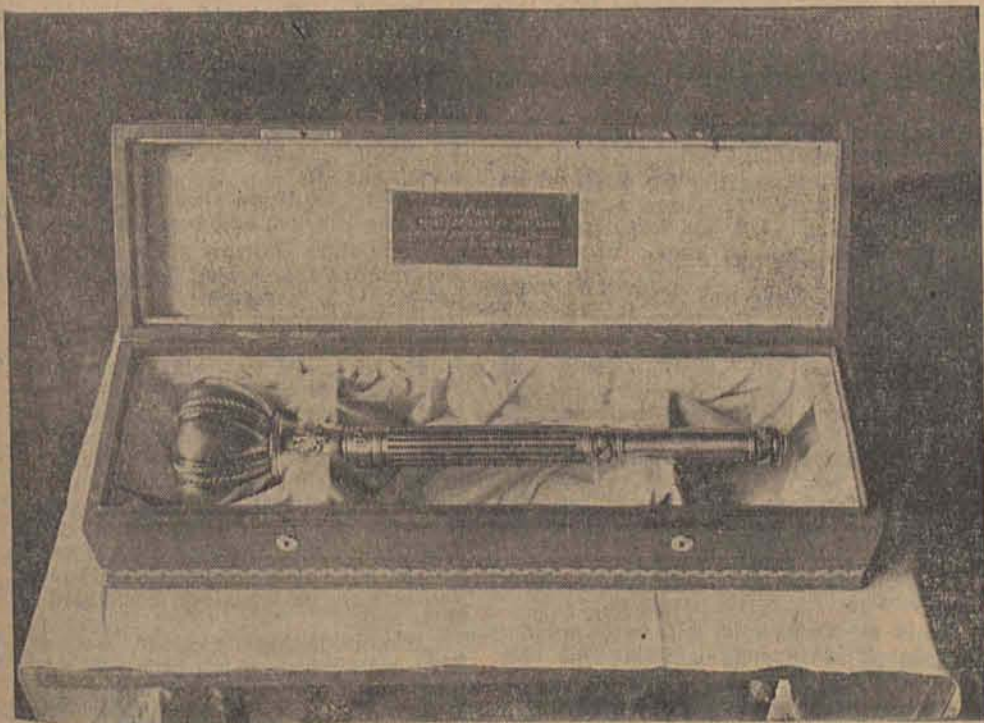
NeuYork, im Dezember
In nichts hat das Kreuzworträtsel seine Beliebtheit eingebüßt. Der Bushmann in Afrika ist genau so wie der Farmer im Westen Amerikas von dieser Leidenschaft befallen. Die „Kreuzworträtselsucht“ hat die Kinder ebenso wie die Greise in ihren Bann gezogen. Unzählbar die Mitgliederarmee der einzelnen Kreuzworträtsel-Vereine, die Gilde der Zeitungsleser, die oft nur die Rätselseiten der illustrierten Tagespresse studieren.

Darf es einen da bei der amerikanischen Mentalität überraschen, daß die Vereinigten Staaten auch einmal einen „Weltmeister des Kreuzworträtsels“ ihr eigen nennen wollten? Jedenfalls brachte die Mitteilung einer führenden amerikanischen Zeitung, daß demjenigen, der in der Lage sei, ein bestimmtes, überaus schwieriges Kreuzworträtsel zu lösen, ein hoher Lohn wolle, dem Preisrichter-Kollegium viele hunderttausend Zuschriften. Eine Unmenge von Lesern hatte die Auflösung gefunden, und da man nur einen Preis ausgesetzt hatte, blieb nichts anderes übrig, als Fortuna entscheiden zu lassen. Da das Glück bekanntlich eine launische Dame ist und sich auch von den höchsten Persönlichkeiten nicht dirigieren läßt, fiel der Riesengewinn in den Schoß eines Arbeitslosen namens William Bell aus NeuYork, der mit seiner Familie in bitterster Not lebte.

Wie gesagt, wir sind in Amerika. Heute

ist Bell ein anerkannter „Weltmeister“ der schon häufig über die Probleme des Rätsels im Radio sprach und den heute schon jedes Kind am Broadway kennt. Immerhin war Mr. Bell geschickt genug, sein Kapital nutzbar anzulegen. Er überraschte NeuYork nämlich mit dem „Haus des Kreuzworträtsels“. Auf der einen Seite wollte er so dem gnädigen Schicksal seinen Dank zollen, auf der anderen Seite aber war Mr. Bell ein geschäftstüchtiger Amerikaner, der seine Chance im richtigen Moment erkannte und verstand, wie er seine Landsleute am besten paden konnte. Jedenfalls eröffnete er ein „Bells Museum des Rätsels“, das sich nach wie vor starken Zuprugs erfreut.

Die Fassade dieses Hauses besteht aus einzelnen Kreuzworträtseln. Die leeren Felder sind durch Zimmerfenster ersetzt. Die Eingangstür des „Museums“, dessen Besichtigung 1 Dollar kostet, stellt ein verzwicktes Bilderrätsel dar. Am lustigsten aber geht es in den Wohnräumen zu. Die Wände der einzelnen Zimmer sind mit bunten Tapeten bedeckt, die Rässelsprungaufgaben enthalten. Die Teppiche sind mit lustigen Silbenrätseln versehen, und das Eßgeschirr, in dem dem Besucher dieses Hauses Essen gebracht werden ist mit anderen Denkaufgaben verziert. Sogar die Privatzimmer der Familie Bell sind in einem ähnlichen Stil eingerichtet, so daß es den merkwürdigen Eheleuten niemals langweilig zu werden braucht.



Der Stab des polnischen „Napoleon“

So ließ sich der ehrgeizige Smigly-Rydz gern nennen. Mit diesem Marschallstab sah man ihn auf unzähligen Paraden. (Bild: Archiv, 2. Jg.)

Die Ärztin / Erzählung von Christel Delhaes

Peter Bachhaus erfuhr keinen Lebensabschnitt in seiner Jugend: Von wilden, unbegreiflichen Knabenstreichen kam er unversehens zu ernsthafterem Tun im Arbeitsdienst, er empfand es nicht, er meisterte es mit sachlichem, kindhaftem Willen wie das Selbstverständliche von der Welt. Da ihm alles ernst war, gleich ernst und wichtig, packte er den Spaten wie später das Gewehr, und das Gewehr wie hinterher den Steuerknüppel. Ohne Übergang, mit einer Folgerichtigkeit sondergleichen, wurde er der Flieger Peter Bachhaus, ein fliegender Pfeil im Westenraum, voll Unergründlichkeit, geradgedrig ohne jegliches Empfinden für Gefahr und Tod. Er flog dahin, nicht nur weil man es ihm befohlen, nein, weil es ihn trieb, dies zu tun und das; dieser unendliche Raum ohne Boden, diese schwebende, tückische, trügerische und wunderbare Hülle aus Rauch, dieses wogende Meer von Luft und Weite, Leere und Fülle, dessen Unbegrenztheit ihn entzückte, war sein Element. Er flog in dunkler, lichtloser Nacht, unter glimmernden Sternen her, vorbei an der kühlen Blatte des Mondes, durch Bliz und Donner, in Eisnadeln und Schneefürmen, beleuchtet, angestrahlt, besprochen, von Plak angebellt, von Granaten gestreift — ihm geschah nichts. Und fast ahnungslos häufte er Sieg auf Sieg. Mit Unbekümmertheit flog er immer wieder los, bis einmal es auch ihn traf. Mit einer bösen Halsverletzung brachte er sich selbst und die Maschine noch mit knapper Not in einen deutschen Hafen, wo er zugammenschob.

Er lag auf weichen Kissen und in einem weichen Bett, er kannte das alles noch nicht. Stroh, Weichheit, Feldbett waren sein Lager gewesen. Die Stimmen der Motoren sprachen zu ihm, die Mäuler der Plakrohren, der eigig scharfe Strahl feindlicher Scheinwerfer traf ihn. In seinen Fieberträumen raute er durch den Westenraum, und von seinen Lippen kamen harte Kommandos, zwischen den Zähnen hervorgepreßt.

Aber es waren nun Hände an seiner Hand, gute, feste Finger, die ihn verbanden, Augen, die über ihm verweilten, tiefblaue Augen. Der stärkere Blick des Fliegers versank wieder hinter mattfunkelnden Lidern; nur im Unterbewußtsein blieben die fremden Augen bei ihm, auf eine unerklärliche Weise taten sie wohl. Er hatte das nie erfahren. Seine Mutter starb bei seiner Geburt; seither waren nie Menschenhände weich mit ihm gewesen. Diese Hände aber — kühl wie der Wind, der um Schneefürmen weht — legten sich behutsam auf seine Stirn und löschten den wilden Brand der Haut, des Hirns, der Gedanken. Ungewohnte Stimme, dunklen Tones, beruhigend und kräftig lag sein Herz. Meist lag er bewegungslos; in kurzen, leichten Momenten sah er die pflegende Schwester an, ihre Augen, ihre Hände — sie konnte es nicht sein, die so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, ohne daß er ihrer gewahr geworden war.

„Schwester!“ rief er sie eines Tages ganz leise, und sie erschrak, denn er hatte noch niemals gesprochen. „Wer kommt außer Ihnen noch zu mir?“

Sie mußte sich besinnen und sah ihn an, als spräche er irre. Dann fand sie einen Ausweg. „Der Arzt“, sagte sie.

„So, so“, sagte er unbefriedigt, „der Arzt?“ Und eine tiefe, bebende Enttäuschung war in ihm. So hatte er das alles nur geträumt, nur in seinem Fieberwahn erfunden: Augen, Hände, Güte, Kühlung und Wärme.

„Das heißt“, verbesserte sich die Schwester,

„der Arzt ist jetzt eine Ärztin, Fräulein Doktor Mathusius; bei uns heißt sie nur: unsere Karin.“

„Unsere Karin —“, wiederholte er gedankenvoll und beehrte dann auf. „Eine Ärztin bei Männern? Warum das?“

„Weil unsere männlichen Ärzte im Felde sind“, erwiderte sie fast heiter. „Dummer Knabe, dachte sie, kann er sich das nicht selber denken? Aber sie ist tüchtig“, sagte sie hinzu; „was ein Arzt kann, kann die schon dreimal —“

„Warum habe ich sie denn noch nie gesehen?“

„Nun“, gab sie zurück und zog sein Leintuch glatt, das er verwühlt, weil sie bis jetzt immer geschlafen haben, wenn sie Visite machte!“

Auch am anderen Morgen betrat Doktor Karin Mathusius pflichtgemäß das Zimmer des Schwerverwundeten. Sie griff seinen Puls und gab leise Anweisungen. Sie beugte sich über das ausgeblutete Gesicht mit den geschlossenen Lidern. „Du Flieger“, dachte sie fast zärtlich, „du Held, wo es dich überall hingetrieben haben mag — davon haben wir keine Vorstellung, wenn wir auch noch so mutig sind, und wenn wir auch noch soviel wagen — davon wissen wir nichts. Wir können nur ahnen und fühlen, wie es sein mag. Was aber hat dein Auge, das jetzt so matt geschlossen ist, gesehen?“

Da schlug er seine Augen auf, ganz wach und klar, und trat mitten hinein in ihren völlig unvorbereiteten Blick, tauchte ein bis auf den Grund dieser schwermütlich-mütterlichen Seele, sah nicht die Ärztin, sah — die Frau. Ihre Weichheit, ihre Zärtlichkeit und Liebe wurden ihm offenbar; sie konnte sie nicht mehr verhüllen. Nie hatte der Mann Peter Bachhaus das

erlebt, nie eine Frau so gesehen, nie gewußt, wie ein Mädchen bilden kann. Es erschütterte ihn.

„Ich danke so sehr —“, flüsterte er.

Sie trat zurück, richtete sich auf. Sie war ein schönes, starkes, blondes Mädchen, aber ihr Mund zitterte. Und Bachhaus sah es.

„Ich habe nur meine Pflicht getan“, wehrte sie ab, herb und sehr erschrocken.

„Nein“, beharrte er, „ich danke für Stimme, Nähe und Hand... das war so viel, so unendlich viel.“

„Sie waren so schwach“, entzündigte sie sich fast, „man meinte, mit seinen Händen Sie halten zu müssen.“

„Mit Ihren Händen also haben Sie mich am Leben gehalten, im Leben zurückgehalten —“, raunte er mit kaum verständlicher Stimme.

„Das ist so schön —“, er rechte plötzlich seine Arme in einem unbändigen Lebenswillen. „Ich habe also mein Leben noch, ich werde es behalten, und werde wieder aufstehen und wieder fliegen, nicht wahr, das werde ich doch?“

„Ja“, lächelte sie mit heiligem Ernst, „das werden Sie, Sie Himmelsstürmer. Aber Sie müssen schön stillhalten, sonst bricht die Wunde wieder auf.“

„Wie kann das geschehen, wenn Sie jetzt immer und immer die Hand darauf halten?“

Sie entfernte sich bis zur Tür, dort wandte sie sich und nickte ihm fast scherzhaft zu. „Vielleicht“, versicherte sie, „vielleicht tue ich das wirklich!“

Der Flieger Peter Bachhaus kannte keine Übergänge. Mit geschlossenen Augen lächelte er in sich hinein. „Warte, du“, dachte er, „einmal hast du mich mit deinen Händen im Leben zurückgehalten. Wie wäre es, wenn jetzt ich dich mit meinen Händen halten würde für mein Leben? Vielleicht — vielleicht tue ich das wirklich!“

Kultur in unserer Zeit

Der Herr Kortüm*)

Ein Bildhauer-Professor

Hätte Kurt Kluge, Professor an der Hochschule für die bildenden Künste in Berlin, geboren 1886 in Leipzig, nur seinen „Herrn Kortüm“ geschrieben, so wäre sein Ruhm als Dichter und Meister der Prosa für alle Zeiten gesichert. Dieser Roman von thüringischen Menschen und thüringischer Landschaft ist nicht nur das Kunstwerk eines großen Erzählers, sondern darüber hinaus ein unverfälschtes Spiegelbild des deutschen Menschen in seinem Widerpruch. Auf den 746 Seiten dieses Romans um Herrn Kortüm, einen Menschen, der Liebe schafft und die Wurzel legt zu Werten, die er selbst nie auswerten kann, geben sich alle unsere großen Prosaschriftsteller ein Stelldichein. Man weiß nicht, ob Gottfried Keller oder Wilhelm Raabe, ob Sean Paul oder sonst einer der Großen des epischen Stils Bate bei diesem Wert gestanden haben. Denn dieser Kluge, der viel gelesen und als Erzähler bewiesen hat, daß er Menschen zu formen weiß, hat sich seinen eigenen Stil zurecht gelegt, der die Behabigkeit Raabes und Kellers mit dem Witz des Spaniers Cervantes vereint und der in jeder Zeile etwas vom saftigen Drang des deutschen Menschen verspüren läßt. Denn was ist dieser Gastwirt Kortüm auf dem Schottenhaus bei Vesenroda anders als ein Faust aus dem Volke, ein ewig unruhiger Geist, der sich auf seine Weise streben bemüht, die Welt zu verbessern und in seinem eng begrenzten Kreise Leben in Gang bringt, das ohne ihn verrotten würde in ungedämmten Ufern. Dieser Kortüm kümmert sich um alles und jeden, er ist tatsächlich der „ewige Deutsche“, als den ihn Kluge bezeichnet, und er lebt nicht nur für sich allein. Er ist mitten hinein gestellt in die thüringische Landschaft mit den singenden Menschen und den klingenden Waldtälern, in den Gau, den man das grüne Herz Deutschlands nennt. Das Buch hat nicht an engen Kreisen, sondern sucht darüber hinaus tiefe Gedanken zu schöpfen, weltweite Ideen, die im ewigen Deutschtum schwingen. In diesem Herrn Kortüm, dessen Lebensideal es ist, unruhig zu leben, der schaffen muß um des Schaffens und nicht um des Geminens willen, sehen wir das Urbild des Deutschen. Daß Kurt Kluge es uns schenkte und es mit der plastischen Schau des Bildhauers formte, das hat ihn in die vorderste Reihe unserer volkstümlichen Dichter gestellt. „Der Herr Kortüm“ gehört untrennbar zum deutschen Schrifttum wie Goethes „Faust“, Raabes „Hungerpastor“ und Gottfried Kellers „Grünen

*) Kurt Kluge, Der Herr Kortüm, Roman. Verlag S. Engelhorn Nachf., Woll Spemann, Stuttgart (in Reinen geb. 12.50 RM).

Dr. Kurt Pfaffler

Die Schrotladung / von Baron Pale Rosenkrantz

Im Grunde war er eine gemütlige und harmlose Seele, „der verrückte Baron“, und lebte nach dem stillen Tode seiner jungen Frau das stille und einsame Leben eines Landmannes. Nur manchmal, wenn der Teufel in ihn fuhr, reiste er in die nahe Hauptstadt, wo er sich in den Trübel der Zerstreung stürzte und oft Tage und Nächte hindurch zechte, um alsdann heimzukehren und reumütig den Rausch auszuschlafen. Sein Hauptvergnügen aber war die Jagd, und die Treibjagden, die er alljährlich abhielt, galten in der ganzen Gegend als ein Ereignis.

Zu diesen Jagden lud er aber nicht nur die Gutsnachbarn ein, sondern auch die Freunde aus der Stadt, die keine besten waren: ein Rechtsanwalt ohne Klienten, ein Dichter ohne Produktion, ein Zahnarzt ohne Praxis, ein Journalist ohne Zeitung und ein Schauspieler ohne Engagement. Dabei ging es natürlich stets hoch her — das will heißen, eigentlich wurde mehr gegessen und getrunken als geschossen.

Auf einer der letzten dieser Jagden ereignete es sich, daß die Herren bereits nach dem ersten Frühstück nicht mehr ganz nüchtern waren, worauf der Jagdgehilfe auf Geheiß seines Herrn dem Zahnarzt, der sich bereits wie toll gebürdet und blindlings darauflos gefallt hatte, heimlich die Schrotpatronen gegen harmlosere Blaupatronen austauschte. Und „der verrückte Baron“, der bei solchen Anlässen gern zu besonderen Scherzen aufgelegt war, beschloß, sich mit dem Zahnarzt einen Witz zu machen.

Als die Gesellschaft am Wabe angefangt war, trat er an den Freund heran und sagte: „Ich stelle mich zwanzig Schritte vor dir auf und drehe dir den Rücken zu, auf daß du mir eine Ladung Schrot ins verlängerte Rückenteil jagst. Triffst du dein Ziel, sollst du zur Belohnung 100 Kronen bekommen, andernfalls

wirst du uns allen in der Schenke eine Lage zahlen.“

Der Zahnarzt, so tief getränkt er auch ob der herausfordernden Art war, mit der man seine Jagdtalente anzweifelste, erwiderte: „Ne, so betrunken bin ich denn doch nicht, als daß ich eine solche selbstmörderische Wette eingehe!“ — und schritt weiter.

Da raschelte es plötzlich im Gebüsch, ein Hase sprang heraus. Der Zahnarzt legte seine Flinte an und drückte ab. Ein Knall, und Meister Lampe lag tot am Boden.

Dem „verrückten Baron“ wich bei diesem Anblick die Farbe aus dem Gesicht, und die Knie schlotterten ihm, so daß er sich setzen mußte. Unwillkürlich fuhr er dabei mit den Händen über die Stirnfläche seines Körpers, um sich deren Unversehrtheit zu vergewissern.

„Zum Knall, Freund Zahnlempner, woher hast du denn die scharfgeladene Patrone?“ rief er bestürzt.

„Zwei Patronen stecken in der Taschentasche“, gab der Zahnarzt zur Antwort, „und da ich vorhin geschossen hatte, wechselte ich die abgeschossene Patrone aus und schob eine neue in den Lauf.“

An jenem Tage lehrte „der verrückte Baron“ nüchtern von der Jagd heim — etwas, was noch nie dagewesen war.

Der Zahnarzt aber trank auf sein Jagdglück. Aus Freude und Stolz über den ersten selbst-erlegten Hasen. Es war sein Recht und doch ein großes Glück zugleich, daß er die Wette nicht eingegangen war. Denn der Gebante war nicht auszudenken — welsch kinderleichtes Ziel bei nur zwanzig Schritt Entfernung und einem Gewehr, das mit einer Schrotladung Nr. 2 geladen war!

Ein Gedanke, der auch dem „verrückten Baron“ ewig unvergessen blieb.

Gewohnheitsfalle

Eine junge Dame kommt in eine Bank und legt einen Scheck zur Auszahlung vor. Der Kassierer bittet sie, den Scheck zu grübeln. Die junge Dame versteht ihn nicht. „Bitte, unterschreiben Sie auf der Rückseite so, wie Sie Ihren Namen unter Ihre Briefe legen!“

Und die junge Dame unterschreibt: „Deine Ursula!“

Der einfachste Weg, um die Zähne gesund zu erhalten; die richtige Zahnpflege.

CHLORODONT

... auch ihm hilft Nivea die Haut wirksam zu schützen. Mit Nivea gepflegte Haut bleibt glatt und geschmeidig.



Das Lied vom Gardasee

Roman von Hans v. Hülssen • A. M. Fasting, Gröbenzell

27. Fortsetzung

„Nanu?“ sagte auch Fritz Armbruster, als er in das Studierzimmer trat und Renata im Sessel neben dem Flügel erblickte, aber er sagte es nur inwendig und zwang sich sofort zu einer höflichen und geschäftlich-verbindlichen Miene. „Frau Armbruster“ würde ihm schon heimleuchten, wenn er sich jetzt durch irgend etwas auf dem von ihr kategorisch befohlenen Wege verirren und heizen ließe! Er begrüßte Ottenrieth, gab auch Renata die Hand, aber sie sah zugleich, wie er den Blick unruhig im Zimmer umherwandern ließ.

„Ich höre?“ fragte er, und konnte nicht hindern, daß in seinem Ton etwas Lauerndes oder Sämiges lag.

„Durchaus nicht“, Ottenrieth klappte den Deckel zu. „Fräulein Ludesco und ich haben ein wenig musiziert. Bitte, wollen wir uns nicht setzen? Hier sind Zigaretten.“

Man fühlt sich sicherer, wenn man raucht, dachte der Besucher, und fishte sich eine aus der Dose.

„Und was verschafft mir das Vergnügen?“

„In diesem Fall weiß ich mehr als Sie“, sagte Renata schnell. „Ich ahne es wenigstens. Und ich glaube, ich stehe in einem gewissen Zusammenhang mit diesem Besuch.“ Sie sagte das alles, weil sie kein reines Gewissen hatte.

Ottenrieth sah sie überaus an.

„Frau Ludesco hat vollkommen recht“, fing Fritz Armbruster an. „Sie steht in der Tat

in einem gewissen Zusammenhang, denn ihr verbannt Frau Armbruster die Kenntnis, daß Sie an einem neuen Werk arbeiten.“

„Womit ich doch hoffentlich keine Indiskretion begangen habe?“ warf Renata ein.

Ottenrieth lachte.

„Aber um Gottes willen, ich habe doch keine Geheimnisse. Sie können es ruhig erzählen, wenn Sie wollen, ja also, Sie sind richtig unterrichtet, ich arbeite an einem neuen Werk.“

Ob er sich wohl verstellte, wenn er sie mit „Sie“ anredete? Soah es Armbruster durch den Kopf, oder ob sie tatsächlich noch nicht so weit sind? Er sagte:

„Ich danke sehr. Und an keinem Bühnenwerk diesmal?“

„Nein, diesmal nicht. Diesmal habe ich mir etwas anderes vorgenommen.“

„Und darf man fragen, Herr Ottenrieth, um was es sich handelt?“

„Aber natürlich. Es ist ein Orchesterwerk. Eine sinfonische Dichtung in Form einer Fuge; für Orgel und großes Orchester.“ Ottenrieth sagte es langsam, jedes Wort wägend und betonend, ihm war, er trennte er sich mit jedem Wort von einem ihm seit langem lieben Geheimnis, das bisher nur zwei Menschen geteilt hatten: er und Renata.

„Aha! Sehr interessant! Sehr interessant! Das wird natürlich überraschen, ich stelle mir schon das Auffehen vor, das eine Notiz darüber machen wird!“

„Warum eigentlich, Herr Armbruster?“ fragte Ottenrieth. „Sie wissen — oder vielleicht wissen Sie es nicht —, daß ich ja ursprünglich von der Konzertmusik ausgegangen bin, es gibt eine Anzahl von Klavier- und Violinkonzerten von mir, um die sich leider niemand gekümmert hat, auch in den Korrespondenzmappen der Firma Armbruster haben sie, wenn ich mich recht erinnere, ihre Spuren in Gestalt von Ablehnungen hinterlassen. Aber das war wohl vor Ihrer Zeit.“

„Das muß ganz bestimmt vor meiner Zeit gewesen sein! Andersfalls —“

„Andersfalls hätten Sie die Ablehnungen natürlich in lauter Annahmen verwandelt“, lachte Ottenrieth; „Sie sind sehr freundlich, Herr Armbruster und ich glaube Ihnen aufs Wort.“

„Das können Sie gestotzt tun“, mischte sich Renata ins Gespräch. Sie spürte das Bedürfnis, Fritz ein wenig zu Hilfe zu kommen, da er ihr immerfort leid tat. „Mein alter Freund Armbruster hat eine außerordentlich gute Nase, man kann seinem Urteil ruhig vertrauen. Ich glaube, Frau Armbruster unternimmt nichts, was er nicht unter dem Gesichtspunkt der Qualität gebilligt hat.“

Ahnungsloser Engel, dachte Armbruster, aber er begriff natürlich, daß sie ihm helfen wollte, und das war ja nett von ihr.

„Und da sind Sie nun, sozusagen, zu Ihrer alten Liebe zurückgekehrt?“ fragte er.

„So ist es. Nachdem ich mich durch gewinnbringende Beschäftigung — drückt sich der Steuerzettel nicht so aus? — auf anderem Gebiet dazu in den Stand gesetzt habe. Wir wollen nun sehen, ob es sich diesmal erzwingen läßt.“

„Moran ich nicht zweifle. Es ist ein großes Werk?“

„Ein abendfüllendes Werk“, erwiderte Ottenrieth, „dessen Ausführung, wie ich glaube, er-

hebliche Anforderungen stellt, sowohl an die Ausführenden, als auch an die Hörer. Ich habe es den Leuten“, fügte er lächelnd hinzu, „nun zweimal leicht gemacht, so daß ich es ihnen beim dritten Male vielleicht etwas schwerer machen darf.“

„Das interessiert mich alles ungemein, wirklich ungemein, Herr Ottenrieth“, Fritz Armbruster wendte wider Willen lebhaft, Renata sah es mit Vergnügen. „Ich bin Ihnen direkt dankbar für die Mitteilungen, die Sie mir so freimütig machen, um so mehr, als ich offenbar der erste bin; wenigstens der erste Mann“, sagte er rasch hinzu, und für eine Sekunde verdunkelte sich sein Blick, „der davon etwas erzählt. Darf man neugierig sein und nach dem Titel fragen?“

Statt einer Antwort nahm Ottenrieth die Notenblätter vom Flügel, klappte sie zusammen und reichte sie Armbruster.

„Liedesfuge vom Gardasee“, lasen die unruhigen Augen. Alles verschwamm plötzlich vor seinem Blick, ihm war, als hätten Früchte sein Herz gewalttätig gepackt und schüttelten es hin und her. Liebesfuge! Gardasee, dachte er, und da sah Renata — und hatte ihn verlassen und vergessen — und war zu diesem Kerl hinübergewechselt, der ihr seine Musikvorspielen durfte. Woher nur sollte er die Kraft nehmen, seine kühle, höfliche Miene zu bewahren? Er mußte plötzlich an jenen Abend in Torbole denken, an dem sie mit Ottenrieth unter dem Haustor gestanden und ihn wie einen Schulbuben weggeschickt hatte.

„Ein ausgezeichneter Titel“, sagte er, „ein Titel, der schon allein den halben Erfolg macht! Abgesehen davon: Sie sind doch wohl über eine Aufführung noch keine Bindungen eingegangen?“

„Warum? Es ist ja noch gar nicht ganz trocken! Ich habe wirklich noch nicht darüber nachgedacht.“

Fortsetzung folgt

Polizeikommandeure tagten

Besuch der Schlichter

INS. In Litzmannstadt fand eine vom Befehlshaber der Ordnungspolizei einberufene Arbeitstagung der Kommandeure statt. Bei dieser Gelegenheit unternahm die Tagungsteilnehmer auch eine Fahrt nach dem Schlachtfeld von Löwenstadt, dem früheren Brzezyn. Auf dem Feldfriedhof bei Gallow wurde im Gedächtnis an die Gefallenen ein Kranz niedergelegt. Ferner wurde ein Kranz am Grabe des im Polenfeldzug bei Tomaszow gefallenen Generalmajors der Ordnungspolizei, Koettig, niedergelegt.

An den geschichtlichen Stätten bei Litzmannstadt werden auf Anordnung des Befehlshabers der Ordnungspolizei von der Gendarmerie Tafeln errichtet werden, die auf die bedeutendsten Punkte aufmerksam machen sollen, so z. B. auf die Ehrenfriedhöfe in den Wäldern und auf jene Stellen, die mit der historischen Waffentat des Generals Litzmann im Zusammenhang stehen.

Blockadekrieg der Hitler-Jugend

„Niemand kommt durch unsere Minenperle!“

Der Reichskolonialbund beriet

Hg. Kanfker zum Kreisverbandsleiter ernannt. Am Sonnabend fand im Kameradschaftsheim der Stadt ein Kameradschaftsabend des Reichskolonialbundes, Kreisverband Litzmannstadt, in Anwesenheit des Gauverbandsleiters Kompf und zahlreicher Gäste statt. Der kommissarische Kreisverbandsleiter, Hg. Kanfker, gab nach der Begrüßung einen Überblick über die in Litzmannstadt im wenigen Wochen geleistete Arbeit und konnte dem Gauverbandsleiter melden, daß in dieser Zeit die koloniale Bewegung in Litzmannstadt schon auf über 1200 Mitglieder angewachsen ist.

Gauverbandsleiter Kompf betonte dann, daß er die Arbeit zu schätzen wisse, die Hg. Kanfker in seiner Freizeit hier leistete, und gab bekannt, daß seine Ernennung zum Kreisverbandsleiter bestätigt sei.

In kameradschaftlichem Beisammensein verließ der Abend, in dessen Verlauf 70,13 Mk zugunsten des Deutschen Roten Kreuzes gesammelt wurden.

„Luftige Jungens, lustige Jungens“

Der Elternabend beim Jungstamm I

Wenn im Theater der Hauptdarsteller erkrankt, dann rufen sich Theaterdirektor und Spielleiter die Künstermähne, laufen erregt auf und ab und - lassen schließlich die Vorstellung ab. Wenn der Jungstammführer fünf Tage vor dem Elternabend aus Litzmannstadt abberufen wird, dann ist das eine ebenso mißliche Angelegenheit, zumal wenn dieser Jungstammführer zugleich der Spielleiter und Hauptdarsteller für diesen Abend sein sollte. So erging es dem Jungstamm I. Wenn die Jungen dann doch noch einen strammen und lustigen Elternabend auf die Beine stellten, dann ist das um so erfreulicher und zeigt zugleich von dem Spielleiter, der in der Hitler-Jugend herrscht: frisch zupacken und sich durch keine Schwierigkeiten entmutigen und aus der Ruhe bringen lassen.

Das Lied von den lustigen Jungen von der Waterkant, bei dem der ganze Saal mitmachen muß, bringt gleich die Stimmung, auf die es ankommt, unter die Leute. Aber es kommt noch besser: Bei der Rundfunkübertragung ist auch das Morgenturnen nicht zu vergessen, und da muß nun jung und alt auf von den Plätzen, hinunter in die Kniebeuge, Arme hoch und vor - zu einer so vergnüglichen Turnstunde kommt man wohl nur selten. Auch Nachrichten gibt es und Wettermeldungen und einen Zirkusbesuch, bei dem nur zu bedauern war, daß der Schlangenzüchter unter dem Publikum keine Schlange aufstreifen und so seine aufregenden Künste nicht zur Vorführung bringen konnte. Dafür erzählt uns ein Erfinder, wie er durch die Er-

Gemeinschaftsempfang für Schaffende

Aufruf der Deutschen Arbeitsfront für eine heutige Rundfunkübertragung

Heute, Dienstag, findet Punkt 12 Uhr eine Rundfunkübertragung aus Berlin für alle Schaffenden statt. Die deutschen Gewerkschaftsmitglieder aller Litzmannstädter Betriebe und Verwaltungen wollen sich zum Gemeinschaftsempfang in den Gewerkschaftsräumen rechtzeitig versammeln. Die Betriebsobmänner sind für Bereitstellung der Empfangsgeräte verantwortlich.

Wäßler Kreisobmann

Lieber Besuch aus germanischen Ländern

Vertreter der Schweiz, Flanderns und Norwegens besuchen Litzmannstadt

Die Kreisleiter des Stadt- und Landkreises Litzmannstadt der NSDAP, hatten anlässlich eines Besuchs von maßgebenden Persönlichkeiten aus dem germanischen Norden und Westen, die sich - betreut vom Volksbund für das Deutschtum im Ausland - auf einer Ostinformationsfahrt in Litzmannstadt befinden, am vergangenen Sonnabend Abend Vertreter der Wehrmacht, Partei, Staat und Stadtverwaltung zu einem Kameradschaftsabend im Tagungshaus der Stadtverwaltung geladen.

Zu Beginn entbot Kreisleiter Hg. Wolff den Gästen einen herzlichen Willkommgruß und gab dem Wunsch Ausdruck, daß die Kameraden aus dem Norden und Westen den besten Eindruck vom Aufbauwillen hier im deutschen Osten mit nach Hause nehmen mögen. Nach einem gemeinsamen Mahl ergriß wiederum der Kreisleiter des Stadtkreises Litzmannstadt das Wort zu einem Bericht über den Volkstumskampf im Osten, über die Auseinandersetzung des Deutschtums mit dem polnischen Volksteil und über die Judenfrage. Darauf folgend referierte der Kreisobmann der DAF, Hg. Wäßler, über die großen sozialen Probleme und Zukunftsaufgaben, die hier im industriellen Litzmannstädter Raum ihrer stimmungsgemäßen Lösung harren.

Dann kamen die Vertreter des Landkreises Litzmannstadt zu Wort. Als erster schilderte der Stabsleiter der Kreisbauernschaft, Hg. Ehold, die Verhältnisse und Bedingungen der Landwirtschaft im Kreise, um dann auf die Arbeit des Reichsnährstandes selbst zu sprechen zu kommen: Straffe Durchorganisation der Er-

zeugung und des Handels, Erfassung auch des letzten Hofes. Als Ziel der nationalsozialistischen Agrarpolitik stellte der Redner heraus: die Menschen in diesem Raume deutsch auszurichten und allen Volksgenossen das tägliche Brot zu sichern. Der Bürgermeister der Stadt Jgierz erläuterte an handfesten Beispielen seines Wirkungsbereiches den Begriff der polnischen Wirtschaft und stellte in großen Zügen das Wesen einer nationalsozialistischen Ge-

Die Lebensmittelausfuhr ist verboten

Post-, Bahn- und Straßenkontrollen werden die Ausfuhr unmöglich machen

Es hat sich herausgestellt, daß durch die Bevölkerung Nahrungsmittel in erhöhtem Umfang aus dem Warthegau in die anderen Reichsgebiete verbracht und verschickt werden. Es wird deshalb nochmals mit allem Nachdruck darauf aufmerksam gemacht, daß nach der Verordnung zur Regelung des Verkehrs mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen vom 25. Oktober 1939 die Ausfuhr von Lebensmitteln aller Art aus dem Reichsgau Wartheland verboten und unter Strafe gestellt ist, es sei denn, daß eine besondere Ausfuhrerlaubnis der Landesbauernschaft vorliegt.

Im Interesse einer geordneten Ernährungswirtschaft kann und muß von jedem einzelnen erwartet werden, daß er sich strengstens an die gesetzlichen Vorschriften hält und irgendwelche Nahrungsmittel ohne Genehmigung nicht aus dem Wartheland ausführt.

Von jetzt ab werden umfassende Kontrollen

meindespolitik heraus. Schließlich wies der Kreisorganisationsleiter, Hg. Kadach, in kurzen, prägnanten Sätzen auf die völkische Sendung der deutschen Ostgaue hin: einen lebendigen Wall deutscher Menschen aufzurichten und diesen Gau auf Befehl des Führers zur Kornkammer des Großdeutschen Reiches zu gestalten.

Vertreter der Schweiz, Flanderns und Norwegens äußerten sich in überzeugenden, begeisterten Ausführungen über das in Deutschland Geschaut und Erlebte und bewunderten einmütig die Haltung des deutschen Volkes unter der Führung Adolf Hitlers.

Der Sonntagmittag brachte dann die Gäste unter der Führung des stellvertretenden Kreisleiters, Hg. Ziebart, und des Kreisorganisationsleiters, Hg. Kadach, in den Landkreis Litzmannstadt, wo Umfriederhöfe, deutsche Siedlungen und polnische Anwesen besichtigt wurden. Den Höhepunkt der Fahrt bildete der Aufenthalt in Löwenstadt, wo unter der Führung des dortigen Bürgermeisters, Hg. Dittmann, die Befahrungen der Juden sowie eine Schneidergroßwerkstatt, in der Tausende des „auserwählten Volkes“ zur Pflanzarbeit für Deutschland herangezogen werden, besucht wurden. Den Abschluß der Rundfahrt bildete der Feldfriedhof auf dem Grabenberg bei Jgzw.

im Bahn-, Post- und Straßenverkehr auf unbeschränktem Lebensmittelaufkauf und unbeschränkter Ausfuhr stattfinden. Verstöße werden empfindlich bestraft werden.

Bezugschein-Ecke

1. Die Vorschriften über die Vorkaufsbedingungen auf der Reichsleiterkarte gelten nicht, wenn Stridgarn zur Herstellung eines Kleidungsstückes gekauft werden soll. Beim Kauf von Stridgarn kann also nicht vorgegriffen werden mit der Begründung, daß aus dem Stridgarn ein Kleidungsstück hergestellt werden soll, das auf Vorkauf gekauft werden kann.

2. Nach den neuen Vorschriften sind nur gestrickte Handschuhe und Häutlinge sowie gewirkte Futterhandschuhe, bei denen das Futter eingeklebt ist (nicht aber, wenn es mit eingearbeitet ist), punktpflichtig. Alle anderen Handschuhe können frei eingekauft werden.



Wir berichteten gestern über die feierliche Verpflichtung und Fahnenübergabe der Bereitschaften I des Deutschen Roten Kreuzes am Sonntag. Unser Bild zeigt Generalhauptführer Hartmann, DRK-Generalführer Staatsrat Dr. Böttcher, Oberfeldführer Kiebing vor den angetretenen Bereitschaften, die im Anschluß an die Fahnenübergabe und Vereidigung, die Kreisleiter Wolff als Beauftragter der Partei vornahm, Aufstellung vor dem Kameradschaftshaus genommen hatten. (Aufnahme: Bastom)

Auch Deine Augen brauchen besseres Licht!

Verwende darum für die Beleuchtung der Wohnung nicht zu kleine Lampen, sie geben zu wenig Licht.

Die 40 Watt Osram-D-Lampe gibt doppelt soviel Licht als eine 25 Watt-Lampe.



OSRAM-D gibt billiges Licht

Bezugsquelle für Wiederverkäufer: Osram - Verteilungslager Litzmannstadt, Adolf-Hitler-Str. 82, Fernspr. 146-84

